

NACKTE WAHRHEITEN



Bologna

Älterwerden ist nicht schön, aber es findet sich immer ein Trost, der es einem einfacher macht. Im Moment zum Beispiel die Studentenproteste.

Ätsch, möchte man rufen: Euch jungen Menschen gehört vielleicht die Zukunft, dafür habt ihr aber doofe Frisuren und müsst nicht nur unsere Schulden abbezahlen, ihr müsst erst einmal den Bachelor machen. Den „Bachelor“! Schon über den Namen lachen wir Älteren ja gern und herzlich: Zu unserer Zeit war der „Bachelor“ eine Fernsehshow, in der ein homosexueller junger Mann sich eine Frau aussuchen musste. Heute heißt so ein angeblühter Studienabschluss, mit dem man nichts werden kann, weil wir, die wir die Jobs eventuell ja zu vergeben hätten, uns, wie gesagt, totdahnen darüber.

Jetzt, wo die Opas, die noch vom Krieg erzählen konnten, aussterben, könnten wir locker die Lücke füllen: mit Geschichten von vor der Studienreform, vom Studium als Lebensform und davon, dass auch damals immer schon gefordert wurde, das Studium *effizienter* zu machen, *schneller* und *kompatibler*, schon damals klangen Bildungspolitiker wie Mediemarktverkäufer, wenn sie Prozessoren anpreisen. Aber damals gab es noch keinen „Bologna-Prozess“. Heute ist „Bologna“ das Synonym für einen Hochschulreformprozess, der den Akzent von der Breite und Tiefe der Bildung auf die Zügigkeit des Abschlusses verlegt. Nach der gleichen Logik qualifiziert einen nacher das Erwerbsleben vor allem zügig, zielführend und zeitnah für die Rente, und die wiederum für einen möglichst effizienten Tod.

Zu meiner Zeit durfte man als Student auch schon ins Ausland reisen, ohne vorher kompatibel gemacht worden zu sein. Und wenn es einem dort an der Uni dann zu verschult vorkam: Dann war das, liebe Frau Ministerin Schavan, ganz sicher kein Grund für Minderwertigkeitskomplexe. Dann ist man eben auf eigene Faust forschen gegangen wie die Erwachsenen oder hat sich das fremde Leben angetan. Und ich hatte eigentlich immer den Eindruck, dass das sinnvoller war, als ebenfalls mit Buntstiften die auswendig zu lernenden Stellen aus den Lehrbüchern zu unterstreichen. Damals war Bologna noch in erster Linie eine sehr schöne Stadt in Italien, wo die Leute gern und viel aßen. Der Bologna-Prozess ist nicht zuletzt ein Prozess, welcher dem Ansehen Bolognas gemacht wird. Schon dass dieser Name nun durch byzantinische Effizienzbürokratie an den Hochschulen diskreditiert wird, müsste im Grunde auch jeden Studiosus-Urlauber an die Seite der protestierenden Studenten treiben. Generationenkonflikt gelöst.

Peter Richter



Und ab damit zum Friseur: Michel Foucault, das Vorbild Foto © Jean-Pierre Fouchet / laif

Der hedonistische Mönch

Was hätte er zur Verstaatlichung des Finanzwesens gesagt? Was zur Lage in Iran? 25 Jahre nach seinem Tod fehlt uns Michel Foucault mehr denn je

Ich wäre ja auch gerne Ehrenmitglied im Club der toten Denker. Aber was tun? Um wie Sartre auszusehen, müsste ich mir eine Brille aus Colaflaschenböden anfertigen lassen. Mit Heidegger-Wanderstrümpfen bis zum Knie macht man sich als Stadtbewohner unmöglich. Und C4-Professorenakkos im Fischgrätmuster, wie Niklas Luhmann sie trug, gibt es nur noch bei Humana.

Augenscheinlich passen die Meisterdenker des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr zur Ästhetik unserer Existenz – und das ist nur scheinbar eine sehr äußerliche Feststellung. Es gibt keine Theoriestars mehr, ungefähr seit der Jahrtausendwende verblasen die letzten Exemplare. Wer kann schon heute noch nachfühlen, dass die Entscheidung zwischen Jacques Derrida und Paul de Man für einen Studenten des Jahres 1999 ideologisch so folgschwer war wie die Auswahl zwischen Lacoste und Fred Perry?

Zu den Superhelden der Epoche, die sich Postmoderne nannte und die uns heute ferner vorkommt als das Pleistozän, gehörte der französische Philosoph Michel Foucault, am 25. Juni 1984 mit gerade einmal 57 Jahren an Aids gestorben. Noch in den neunziger Jahren wurde die lyrische Endformel aus der „Ordnung der Dinge“, wo Foucault in Aussicht stellt, der Mensch werde eines Tages verschwinden „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“, öfter zitiert als der mindestens ebenso ergreifende Schlussmonolog aus Ridley Scotts „Blade Runner“ – genau, der mit den Tränen im Regen.

Foucaults Schriften über den Wahnsinn, den Blick und den Geständniszwang elektrisierten damals selbst die hintersten Winkel der Kulturgeschichte. Man hätte mit ihrer Hilfe sogar alte Telefonbücher in Thriller verwandeln können. Die Anzahl der Foucault-Fußnoten in einer anständigen Germanistik-Hausarbeit ging ins Dreistellige. Und das D-Wort, später auf den Index der verbotenen Wörter gesetzt, das Wort „Diskurs“ also, fiel in Partygesprächen und Podiumsrunden im Zwanzig-Sekunden-Takt. All das erscheint uns, seit die Theorieblase an der Ideenbörse geplatzt ist, als Folklore – und man könnte fast in Versuchung geraten, in die zerlesenen Foucault-Ausgaben den Warnhinweis „Abgefahren!“ hineinzustempeln. Aber das wäre ein ganz großer Fehler.

Denn Michel Foucault ist vielleicht der einzige Cheftheoretiker seiner Generation, der uns Heutige noch etwas angeht – und dessen fröhlicher Positivismus uns jetzt vielleicht sogar mehr fehlt als zur Blütezeit seiner Rezeption, als sich in jedem gutsortierten Billy-Regal ein Brett unter seinen gesammelten Suhrkamp-Werken durchbog. Foucault fehlt in dieser angstbesessenen Zeit, weil er einer der wenigen Intellektuellen war, die Denken und Leben als Experiment verstanden.

Was für ein Missverständnis, diesen Vollblutwissenschaftler mit seinem kahrlasierten Alienschädel für eine eiskalte Theoriemaschine zu halten, einen Humanoiden, der sich zu Täuschungszwecken ab und zu die menschliche Maske überstreift! Aber seltsamerweise waren sich Foucaults Verehrer und Verächter darin einig, ihm die Menschennatur abzusprechen – die Jünger, weil sie in sklavischem Gehorsam die Idee eines sinnstiftenden Subjekts boykottierten, die Feinde, weil sie in Foucault einen gemeingefährlichen Antihumanisten sahen. So blieb seine Vita lange Zeit abgesperrtes Terrain, aus dem allenfalls Skandalgerüchte über Selbstmordversuche und Darkrooms nach außen drangen.

Ein Gesicht im Sand

Offenbar wollte Michel Foucault selbst die Lebensspuren in seinem Schreiben verwischen wie ein Gesicht im Sand – und vielleicht war sogar sein 1969 in Paris gehaltener Vortrag „Was ist ein Autor?“, mit dem er jeden Kurzschluss zwischen Biographie und Werk für Jahrzehnte in Misskredit brachte, ein gezieltes Ablenkungsmanöver. „Viele, zweifellos auch ich, schreiben, um kein Gesicht mehr zu haben“, stellte Foucault im selben Jahr an anderer Stelle fest: „Fragt mich nicht, wer ich bin, und verlangt nicht von mir, ich solle der gleiche bleiben!“ Das wirkte abschreckend – ungefähr so, als stünde über dem Orakel von Delphi ein Verbotsschild statt der Aufforderung „Erkenne dich selbst!“.

Tatsächlich steckt im Denken dieses bürgerlichen Libertins ziemlich viel Leben. Zwar widmete Foucault sein halbes Arbeitsleben dem Studium jener Institutionen, in denen sich das Wissen zur Macht verhärtet, den Gefängnissen etwa und den Krankenhäusern. Aber seine Inspiration suchte er in Zonen am Rande der Ordnung, die er als Heterotopien bezeichnete. Zu diesen Andersorten zählte er Bibliotheken und Feriendörfer, Bordelle und Friedhöfe.

Es ist wohl kein Zufall, dass Foucaults Begegnung mit Nietzsche, vielleicht die Initialzündung seines Philosophierens, nicht im Lesesaal der Pariser Nationalbibliothek stattfand, sondern am Strand von Civitavecchia, wo er 1953 im Urlaub die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ las. Hat eigentlich jemand bemerkt, dass unter dem Vorwort zu „Wahnsinn und Gesellschaft“ die merkwürdige Datierung „Hamburg, den 5. Februar 1960“ steht? Foucault leitete damals das Institut Français in der deutschen Hafenstadt und führte Gäste wie Alain Robbe-Grillet persönlich durch die Rotlichtbars von St. Pauli, wo man ihn mit „Herr Doktor“ begrüßte. Selbst in Foucaults Büro am ehrwürdigen Collège de France, wo man ihm 1969 eine Professur für die Geschichte der Denksysteme auf den Leib schniderte,

hing bis zuletzt ein Plakat jenes Badeshauses in San Francisco, in dem er wahrscheinlich seinen tödlichen Virus empfing.

Andererseits steckte auch in Foucaults Leben ziemlich viel Kalkül. Als der junge Akademiker 1955 nach Uppsala ging, um eine Stelle an der Maison de France anzutreten, kaufte er sich einen beigen Jaguar mit schwarzer Innenausstattung – und stimmte seine Anzüge fortan auf die Farben des Wagens ab. Und als er 1959 vom väterlichen Erbe eine Stadtwohnung in Paris kaufte, wählte er keine Mansarde im Quartier Latin, sondern den obersten Stock eines Hochhauses im 15. Arrondissement. Die Romanistik des welfremden Intellektuellen war Foucault fremd.

Nein, im Hinblick auf das eigene Leben war dieser scharfe Kritiker der Überwachungsapparate ein absoluter Kontrollfreak. Sein Freund, der Althistoriker Paul Veyne, bringt das im Titel seiner eben erschienenen Biographie „Der Philosoph als Samurai“ auf eine schöne Formel. Foucault war zugleich Mönch und Hedonist, und selbst der Exzess hatte bei ihm den Charakter einer Übung. Einmal, so schreibt Veyne, verbrachte der hundertprozentig homosexuelle Philosoph sogar die Nacht mit einer bildschönen Frau – und war am nächsten Morgen „stolz wie ein Pfau“ auf diese gezielte Grenzüberschreitung.

Es gibt Fotos von Foucault in Cordanzügen, in Kimonos und in Lederjacken – aber irgendwie stellt man sich ihn, sobald man die Augen schließt, in einem weißen Kittel vor. Vielleicht liegt das daran, dass der Spross einer Arztfamilie die eigene Lebensführung wie einen naturwissenschaftlichen Versuch betrieb. Den LSD-Trip, den er im Mai 1975 auf einer Klippe im Death Valley nahm, beschrieb sein amerikanischer Begleiter später wie einen Atomtest: Hätte die Verbindung dieses Superhirns mit einem Halluzinogen nicht „intellektuelle Wunderkräfte wie im Science Fiction“ freisetzen müssen? Tatsächlich sagte Foucault, während Stockhausens „Kontakte“ auf einem Kassettengerät liefen, einfach die Worte: „Ich bin sehr glücklich.“

Es ist nicht das Schlechteste, wenn ein Philosoph diesen Satz aussprechen kann – und vielleicht vermissen wir Foucault auch deshalb so sehr, weil ihm das Verquälte der kritischen Intelligenz so ganz abging. In Fragen der Politik blieb er, anders als die meisten Altersgenossen, unbestechlich: Als überzeugter Antikommunist und Israelfreund verweigerte er im Zweifelsfall sogar linken Kampfgenossen wie Gilles Deleuze die Solidarität. Und seine Grundsympathie für die Revolte vom Mai 1968 kühlte spürbar ab, als an der chaotischen Reformuniversität Vincennes bei Paris kein echter Lehrbetrieb mehr möglich war.

Am Ende ist Foucaults politische Überzeugung auf den Nen-

ner der Staatsfeindlichkeit zu bringen: Er war ein Verteidiger der Gesellschaft, gegen alle Formen von Maßregelung und Entrechtung. Seine helle Begeisterung für die iranische Revolution, die 1979 kurz nach der Machtergreifung des Ajatollah Chomeini in Kritik umschlug, speiste sich aus genau diesem Impuls. Im selben Jahr empfahl Foucault seinen Hörern am Collège de France übrigens einige Klassiker des Wirtschaftsliberalismus zur Lektüre. Die Vorlesung, deren Bedeutung sich vielleicht erst jetzt, am vermeintlichen Ende des Kapitalismus, erschließt, mündete in einer skeptischen Maxime: „Man regiert immer zuviel.“ Wie gerne wüssten wir, was der Analytiker der Gouvenementalität dazu sagen würde, dass in Zeiten der Finanzkrise ganze Völker freiwillig unter den zweifelhaften Schutzschirm des Staates flüchten.

Nietzsche am Strand

Gegen Ende seines Schaffens setzte Foucault den Folterinstrumenten der Macht immer klarer die Technologien des Selbst entgegen – ein Laborbesteck für das Individuum, ausgeborgt bei den Sexualkünstlern der griechischen Antike und den Wüstenheiligen des frühen Christentums. Nicht alle dieser Praktiken empfehlen sich zur Nachahmung. Es geht das Gerücht, dass Foucault noch im Herbst 1983 eine ungeschützte Reise durch die Darkrooms von San Francisco antrat. Damals dürfte er, schwach und ausgemergelt, die Natur seiner Krankheit zumindest schon erahnt haben – auch wenn Aids gerade erst entdeckt und noch kaum verstanden war. Sollte die unheimliche Geschichte stimmen, dann läge ein früherer Präzedenzfall zu dem jener No-Angels-Sängerin vor, die ein deutscher Politiker kürzlich als „menschliche Biowaffe“ beschimpfte. Foucault, der jede juristische und gesundheitspolitische Einmischung ins Feld der Lüste als Katastrophe betrachtete, hätte über diesen Titel wohl schallend gelacht.

Heute gibt es weniger gefährliche Selbsttechnologien. Facebook, zum Beispiel – oder den Berliner Technoclub „Berghain“, wo Drogen und Dunkelkammern zwar durchaus eine gewisse Rolle spielen, aber längst auch der urbane Mainstream sein kontrolliertes Wochenendvergnügen findet.

Welche Selbsttechnik aber wäre die angemessene, um Michel Foucault ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod die Ehre zu erweisen? Auf Ebay einen gebrauchten Jaguar ersteigern? Die Marterszenen aus „Überwachen und Strafen“ mit Playmobilfiguren nachstellen? Schwul werden? Alles Quatsch. Es gibt eine ebenso saubere wie stilvolle Lösung: Ich werde das Bild auf dieser Seite ausschneiden, damit zum Friseur gehen und fragen: „Kriegen Sie das ungefähr so hin?“

ANDREAS ROSENFELDER

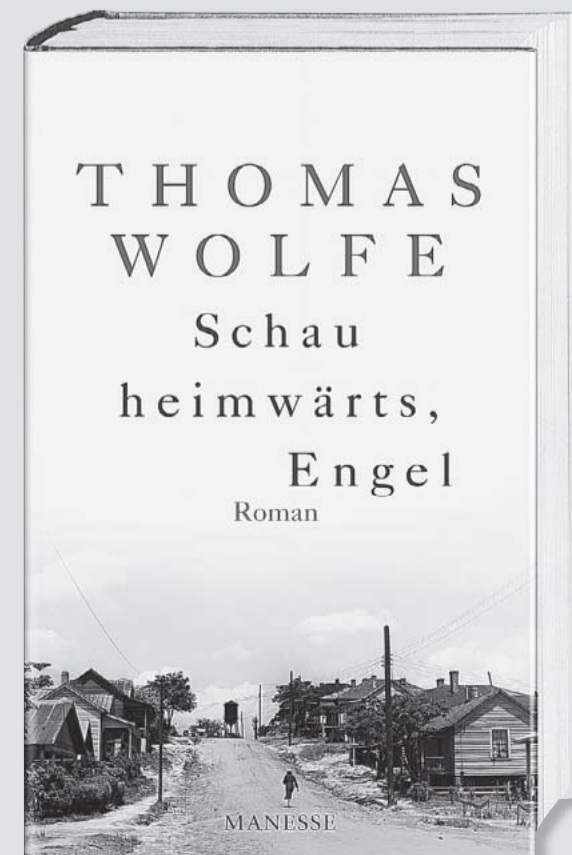
«Thomas Wolfes gewaltiger Amerikaroman feiert in einer neuen Übersetzung sein deutsches Comeback.»

Werner von Koppenfels, Frankfurter Allgemeine Zeitung

«Schau heimwärts, Engel ist herausfordernd und widersetzlich. Die gelungene Neuübersetzung von Irma Wehrli war überfällig.»
Arno Geiger, Literarische Welt

«Wolfes wilde Familiensaga ist ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Auflösung. Ein rauschhaftes Leseerlebnis.»
Kurt Darsow, WDR

«Ein Triumph: Ein Riesenwerk, dessen Zärtlichkeit und unerschöpfliche Energie nahezu alles hinter sich lassen, was derzeit an Literatur erscheint.»
Jochen Jung, Tagesspiegel



Übersetzt von Irma Wehrli
Nachwort von Klaus Modick

784 Seiten
Leinen: € 29,90 (D)
Leder: € 99,- (D)

MANESSE

Wenn lesen, dann erleben.

www.manesse.ch